



DAS GOETHEANUM

Wochenschrift für Anthroposophie

Nr. 17 · 21. April 2002 81. Jahrgang

Öko-Landbau: **Nachhaltigkeit praktizieren**
Israel-Palästina: **ineinander verkrallt**
Gujarat: **Konflikt Hindu-Moslem**
Schulung: **Gang durch den Abgrund**
Gesellschaft: **Geistige Wirkungen der Lüge**

Der ökologische Landbau scheut nicht den Vergleich

Die Gegner der Agrarwende in Deutschland
übersehen die Risikokosten

Nikolai Fuchs

Frei laufende Hühner, glückliche Kühe, gesunde Verbraucher – das waren die Bilder, mit denen nach den ersten BSE-Fällen in Deutschland die Agrarwende eingeleitet wurde. Der ökologische Landbau erfüllte diese Bilder am besten und wurde zu ihrem Leitbild. Gleich darauf meldeten sich die «Gegner» der Agrarwende zu Wort, und am 18. März 2002 wurden in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» im Beitrag «Blut und Bohnen» schärfere Töne angeschlagen. Kein Zufall: Mit der Bundestagswahl im Herbst 2002 wird auch über die Zukunft von Landwirtschaft und Verbraucherschutz abgestimmt. Nikolai Fuchs zieht in seiner Analyse der Argumente der Agrarwende-Gegner den Schluß, daß sie zwar im Detail schlüssige Konzepte offerieren, ihren Prämissen eines transparenten Marktes jedoch selbst nicht gerecht werden.*

«Eine Wende der Agrarpolitik brauchen wir nicht», heißt es bei den Agrarwende-Gegnern; dagegen sollen (endlich) mehr Markt und bessere staatliche Kontrollen aus dem Dilemma führen. BSE war insofern eher ein «Betriebsunfall» aufgrund laxer staatlicher Kontrolle und ein paar schwarzer Schafe, die die Gesetze nicht befolgten. Zwar seien zugegebenermaßen Umweltprobleme mit dem bisherigen Landwirtschaftssystem aufgetaucht; diese lägen jedoch mehr an der verfehlten bisherigen EU-Agrarpolitik der letzten 50 Jahre als am System des konventionellen Landbaus an sich. Das Zukunftsbild sei «Mehr Markt!», gepaart mit vermehrtem Einsatz moderner (Bio-)Technologie, flankiert von staatlichen Kontrollen mit drakonischen Strafen. Der Markt solle sich mehr als bisher am Weltmarkt orientieren, Umweltziele müßten auf dem jeweils effizientesten Weg erreicht werden, und Lebensmittelsicherheit müsse im Sinne von «gesundheitlich unbedenk-

* Der Beitrag wurde an die «FAZ» mit der Bitte um Veröffentlichung geschickt und für deren Leserschaft formuliert. Er wurde für das «Goetheanum» gekürzt und überarbeitet.

- Gründe für eine Agrarwende* • Nikolai Fuchs: Der ökologische Landbau scheut nicht den Vergleich
bemerkt... kommentiert... • Udi Levy: Aus dem Aber-Land. Aktueller Aphorismus aus Israel-Palästina
Eindrücke • Ingo Hoppe: Zeitgenössische Musik – Brücke über oder Gang durch den Abgrund? Ost-West-Musik- und Kulturfesttage am Goetheanum
Lebensfragen • Andreas Heertsch: Im Abgrund. Seelische Erlebnisse der Ausweglosigkeit
Gedicht • Wolfgang Sievers: Durchkreuzte nicht...
Essay • Erhard Fucke: Die emanzipatorische Macht – und ihr Schatten. Zu den geistigen Wirkungen der Lüge
Brief aus ... Indien • Aban Bana: Konflikte statt Frieden im Land Mahatma Gandhis. Hindus gegen Moslems in Gujarat
Feuilleton • Michael Opielka: «Fessele mich!» – Theater und Liebe heute. Zur Uraufführung der Bühnenfassung von Pedro Almodóvars Film «¡Atame!» in Bonn
Sebastian Jüngel: Comic für Erwachsene. Robert Wilson läßt mit der szenischen Umsetzung von «Doktor Calagari» den Expressionismus aufleben
Rudolf-Steiner-Gesamtausgabe • Ulla Trapp: Wie authentisch sind die Nachschriften von Rudolf Steiners Vorträgen? II. Über die Kunst des Stenographierens
Leserbrief • Schauspielkunst und Sprachgestaltung

Aus dem Aber-Land

Aktueller Aphorismus aus Israel-Palästina – persönlich, subjektiv

«Aphor» heißt auf Hebräisch: «Grau». Es ist auch die gegenwärtige Farbstimmung in Israel und in den palästinensischen Gebieten, insofern diese Stimmung nicht durch äußere oder durch innere Ereignisse im Gemüt ganz andere Farben – im übertragenen oder auch im äußeren Sinn – hervorruft. «Ineinander verkrallt» nannte es Paul Celan.

Man hat es im Moment schwer, das, was man sonst ja immer so gut kann, «genau zu wissen» (oder es nur zu glauben, daß man es genau weiß): wie es weitergehen soll. Die graue Stimmung verfärbt in diesen Tagen schmutzigrot. Die Denkversuche werden von Nachrichten unterbrochen. Die letzten Regenfälle des Winters sind vorbei, die Natur vergilbt; und man verfällt, angesichts der Ereignisse, schnell in eine Art von Zynismus: denn es folgen die Nachrichten in einer Schnelligkeit aufeinander, die nicht verdaut werden kann. Der immer noch in stumpfem Blau über dem Haupt schwebende, bewölkte Himmel wird oft durch den Lärm von Hubschraubern durchschnitten, die als fliegende Krankenwagen Verletzte aus dem Gazastreifen, sowohl israelische Soldaten als auch Palästinenser, zum Spital in Beer Sheva transportieren. Will man sich für wenige Augenblicke zurückziehen, abschalten, die Gedanken und Emotionen zur Ruhe bringen, bevor sie wieder zu wirbeln beginnen, so wird man dadurch immer wieder abgelenkt. Und – dann merkt man, daß über die Wirkung des Wegmeditierens von Regierungen noch keine geisteswissenschaftlichen Ergebnisse vorliegen.

Wenn zwei Rechte, die gleichzeitig auch Unrechte sind, aufeinanderprallen, sich ineinander verkrallen, entsteht die Aber-Welt. Und diese ist unendlich in ihrer Ausbreitung. Je brisanter der Konflikt, desto schneller werden die «Abers» wie Tischtennisbälle von Seite zu Seite geschossen. Beispiel: Telefonischer Bericht von Dr. S. aus der Nähe von Ramallah. Es hätten die Soldaten die palästinensische Fernsehstation eingenommen, es wird Pornographie gesendet. Verzweifelter Versuch, von hier aus die Presse und andere Stellen zu alarmieren. Im Hintergrund murmelt das ewig angeschaltete Radio; Einblendung der Nachricht, in Tel Aviv sei vor wenigen Minuten eine Cafeteria explodiert. Was ist schlimmer? Wer legt Vergehen gegen Menschenrechte, gegen Menschlichkeit, gegen das Menschsein per se auf die moralische Waage? Oder: Anruf von Sr. M., Franziskanerin aus Deutschland, betrifft

Geburtskirche, Bethlehem. Palästinenser hätten dort Asyl gefunden. Wie sieht es denn wirklich aus? Sie haben die Schlösser aufgeschossen, sind immer noch bewaffnet, schießen aus den Fenstern. Wem kann geglaubt werden? Es ist ein bössartiger Mißbrauch von unschuldiger irdischer Bausubstanz, an der zu viel Emotionen haften. – *Aber?* –

Am Abend des 27. März wurde das Fest der ungesäuerten Brote in Israel begangen. Die Explosion eines Terroristen in einem Hotel hat das Feiern für 28 Menschen für dieses Leben endgültig beendet, sie haben es nämlich verloren. Daraufhin das folgende aggressive Eindringen des Militärs in die Zentren des Terrorismus, wie es heißt, in den besetzten Gebieten. – *Aber?* – Eine Kulmination des Mißtrauens. Der gegenseitigen Dämonisierung. Und dennoch – zumindest in Israel – immer mehr Stimmen, die deutlich hörbar werden und ein Ende der kriegerischen Übergriffe verlangen. – *Aber?* – Ja, in Palästina auch. Auf beiden Seiten wird behauptet, das absolute Recht würde vertreten. – *Aber?* – Das kann man nicht. Denn weder die eine noch die andere Gesellschaft ist homogen. Recht des einen ist des anderen Unrecht. Auch in der eigenen Gesellschaft erlebt man es so. – *Aber* – am 16. April wird in Köln, von der evangelischen Kirche, ein Preis an die israelische Organisation «Rabbis for Human Rights» verliehen; die Laudatio hält die Palästinenserin Prof. S. Farhat-Naser.

Tenebrae

Nah sind wir, Herr,
nahe und greifbar.

Gegriffen schon, Herr,
ineinander verkrallt, als wär
der Leib eines jeden von uns
dein Leib, Herr.

Bete, Herr,
bete zu uns,
wir sind nah.

Windschief gingen wir hin,
gingen hin, uns zu bücken
nach Mulde und Maar.

Zur Tränke gingen wir, Herr.

Es war Blut, es war,
was du vergossen, Herr.

Es glänzte.

Es warf uns dein Bild in die Augen, Herr.
Augen und Mund stehen so offen und leer,
Herr.

Wir haben getrunken, Herr.
Das Blut und das Bild, das im Blut war, Herr.

Bete, Herr.
Wir sind nah.

Paul Celan

8. April. Am Vorabend des Holocaust-Gedenktages: Vortrag von Prof. K. vor den Mitarbeitern der sozialtherapeutischen Gemeinschaft Kfar Rafael. Darunter mehrere deutsche und österreichische Zivildienstleistende. Prof. K. ist KZ-Überlebender, gebürtiger Amsterdamer. Er spricht von seinen Erlebnissen, von seiner Rehabilitation nach dem Dritten Reich. Seine Schlußfolgerungen: Ein Heimatstaat für die Juden ist unbedingt nötig. – *Aber* – sagte er, wer solches in seiner Kindheit erlebt hat, kann sich nicht alles, anderen gegenüber, erlauben. Er geht in die besetzten Gebiete, baut eigenhändig Häuser von Palästinensern auf, die zerstört wurden.

9. April. Gedenktag des Holocaust. Um 10 Uhr: eine zweiminütige Sirene, das gesamte Israel steht still. Die Stimmung noch grauer als sonst. Um 16 Uhr: Das Tor des Dorfes betreten vier uniformierte Männer. Etwas älter schon, Reservisten. Das in Israel am meisten gefürchtete Kommando. Sie teilen einem Kollegen mit, daß sein Bruder im Kampf in der Stadt Jenin gefallen ist. Das Todesbotenkommando.

10. April, 8 Uhr. Ein Selbstmordterrorist explodiert in der Nähe der Kleinstadt Kirjat-Tivon, in der Nähe von Haifa. Acht Tote, viele Verletzte. – *Aber*. – In Jenin sollen viele Zivilisten in den Kämpfen ums Leben gekommen sein. Telefonat mit Tochter E., die in Tivon lebt: «Abba (Vater), ich habe die Explosion gehört, es ist, als käme es mir immer näher.»

In Israel, kaum woanders ist es wohl so, werden Bestattungen von Terror- und Kriegsopfern oft, falls von den Familien gestattet, von den Medien «gedeckt». Da werden immer die Toten von ihren Angehörigen direkt, vor dem offenen Grab, in zweiter Person Singular angesprochen. Manche wünschen Rache. Andere bitten um den Schutz der Verstorbenen. Manche – *aber* – bitten sie allgemein um ihr Wirken, im Jenseits, zur Klärung der völlig verfahrenen Situation, bitten darum, daß dieser nun Bestattete der letzte sein möge, der um dieses Konfliktes willen sein Leben hat lassen müssen. Es sind oft erschütternde Worte, die so direkt einer eben aus dem Leibe herausgerissenen Seele zugesprochen werden. So unmittelbar spontan wird wohl nirgends – von den Medien übertragen – mit der Existenz der jenseitigen Welt Ernst gemacht.

Vielleicht sind es die Toten, begleitet von den dem Alltag schwer abgerungenen Hoffungsgefühlen der Hinterbliebenen, welche die nötigen Impulse aktivieren und eine Wende in der gegenwärtigen apokalyptischen Tagesordnung des Aberlandes bewirken werden.

Udi Levy, Kfar Rafael (Israel)

lichen Lebensmitteln» sichergestellt werden. Dann wäre gesellschaftliche Wohlfahrt weitestgehend möglich. Diese Denkweisen prägten über viele Jahre auch das Credo des «Wissenschaftlichen Beirates des Bundesministeriums Landwirtschaft», eines Gremiums, das vorwiegend durch (zum Teil jetzt als Agrarwende-Gegner auftretende) Ökonomen besetzt war und welches jüngst von der deutschen Verbraucherschutzministerin Renate Künast umstrukturiert wurde.

Nicht nur an einzelnen Stellen, sondern ganzheitlich optimieren

In all den kritischen Artikeln schwingt eine gewisse Retourkutsche für die Umstrukturierung des Wissenschaftlichen Beirats mit. Doch davon abgesehen, sehen wir uns doch einmal die *Argumente* der Agrarwende-Gegner, der «Agrarökonom», im einzelnen an.

«*Der freie Markt soll es richten*»: Die Prämisse der Agrarökonom, der Markt sei prinzipiell wohlfahrtsfördernd, muß bezüglich der internationalen Agrarmärkte, zu deren Bedingungen deutsche Landwirte erzeugen sollen, hinterfragt werden. Denn sie wirkt – trotz Liberalisierungstendenzen bei der Welthandelsorganisation (WTO) und der Uruguay-Runde – angesichts der mittelfristigen massiven Überregulierung und der standörtlichen Unterschiede grotesk. Es kann nicht im Interesse der deutschen Volkswirtschaft sein, mit Ländern mit massiver (und jüngst weiter angehobener) Staatsquote wie den USA oder Ländern des Südens, die, um Weltbank-Kredite bedienen zu können, Devisen herbeischaffen müssen, im Preis zu konkurrieren. Auch von Verlagerung der Produktion an diese «Gunstandorte» kann nicht gesprochen werden, da sie diese «Gunst» meist nur kurzfristig aufweisen. Eine dann darniederliegende Infrastruktur in Deutschland später wieder neu zu errichten, wäre zudem mit erheblichen Wohlfahrtsverlusten verbunden.

«*BSE – ein Problem staatlicher Kontrolle*»: BSE war weder ein Kontroll- noch ein Informationsproblem. Daß Fleisch an Wiederkäuer verfüttert wurde, ist ein Problem mangelnder *Einsicht*. Auch Kontrollen auf Einhaltung der 130-Grad-Celsius-Erhitzung hätten dieses Problem nicht gelöst, denn es gibt für Risiken anfällige und weniger anfällige Systeme. Das System einer anonymisierten arbeitsteiligen Agrarproduktion, das zu annähernd Weltmarktpreisen konkurrieren muß, ist für «Tricks» – wie das Senken der Erhitzungstemperatur aus Kostengründen – allemal anfälliger als ein mit seinem Namen für das Produkt stehender Mittelständler.

«*Umwelleistungen sind anders billiger zu haben*»: In bezug auf die definierten Umweltziele (Ressourcen- und Artenschutz) haben die Agrarökonom vielleicht sogar recht: Diese Umweltziele lassen sich *einzelnen* möglicherweise durch gezielte Maßnahmen im konventionellen Landbau effizienter, das heißt in diesem Sinn kostengünstiger erreichen als im Öko-Landbau. Ein Bild aus dem Sport kann hier vielleicht weiterhelfen: Der Spezialist, zum Beispiel der Hochspringer, kann bei Konzentration auf «seinen» Sport größere Höhen erreichen als der Zehnkämpfer. So kann bei Düngungsverzicht im konventionellen Landbau unter Umständen eine vielfältigere Ackerbegleitflora entstehen als in einem intensiv betriebenen Öko-Landbau. Der ökologische Landbau ähnelt einem Zehnkämpfer: Er verwirklicht in sich die Eigenschaften des «Allrounders», er ist ein Multitalent. So verwirklicht er die verschiedenen Umweltziele und Sozialmaßnahmen bis hin zu gesunder Ernährung systemimmanent. Bei einem einzelnen Zielwert ist er vielleicht nicht immer Spitze, in der Summe jedoch vorteilhaft und auch im Sinne der Ökonomie «effizient», da der Aufwand zum Erreichen des Einzelziels gering ist.

«*Die Bevölkerung als Gewinnmaximierer*»: Die Agrarökonom gehen davon aus, daß sich der Mensch immer als Gewinnmaximierer verhält, also seine persönliche Kosten-Nutzen-Bilanz ökonomisch *für sich selbst* aufmacht. Ziel dabei ist es, möglichst hohe monetäre Beträge für sich selbst zu behalten. Das Prinzip der Gewinnmaximierung läßt sich aber nur dann vernünftig anwenden, wenn der Markt ausreichend transparent ist und man es mit Ein-Faktor-Gütern zu tun hat.

Daher stimmt diese Theorie nur, wenn man davon ausgeht, daß man mit dem Nahrungsmittel einen bloßen «Sattmacher» kauft und sich damit der Produktwert erschöpft. Anders ist es aber, wenn es sich wie bei Öko-Produkten um Koppelprodukte handelt: Hier kauft man neben dem Sättigungseffekt den Genuß, neben dem Genuß die Umweltleistung, sprich Erholungs- beziehungsweise Zukunftslandschaft – und ein Stück Wohlfahrt ist damit gleich mit eingekauft. So entsteht eine andere Preiswürdigkeit.

Übrigens gibt selbst der Chef des Lebensmittelkonzerns «Rewe», Hans Reischle, zu, daß der Verdrängungswettbewerb der Lebensmittelketten noch einige Jahre nur über den Preis stattfinden wird, bevor über die Profilierung von Qualität bei den Übriggebliebenen nachgedacht werden kann.

Zum Preis gehören Umwelt- und Sozialposten

Die Agrarökonom verstehen sich als «Public Economists», als Advokaten der Öffentlichkeit. Sie wollen sich dabei nicht in den Dienst einer Politik stellen, die aus ihrer Sicht unsinnigerweise einen 20-Prozent-Anteil an Öko-Landbau fordert. Sie nehmen dabei bislang nicht zur Kenntnis, daß 70 Prozent der Öffentlichkeit gern zumindest ab und zu Öko-Lebensmittel kaufen würden und weitere 70 Prozent keine gentechnisch modifizierte Nahrung haben möchten. Letzteres kann nach über zehn Jahren massivster «Aufklärung» von seiten der Gentechnikkonzerne nur schwerlich als «Informationsdefizit» der Bevölkerung ausgelegt werden (wie es häufig, aber entmündigend geschieht). Ebenso kann wohl kaum gesagt werden, daß die Nachfrage nach Öko-Lebensmitteln am Markt nicht spürbar sei, denn es gab immerhin über 20 Prozent Umsatzplus im letzten Jahr. Wenn Öko-Lebensmittel im Vergleich zu konventionell erzeugten so teuer sind, dann liegt das nicht an den Öko-Lebensmitteln, sondern an den nicht eingerechneten Umwelt- und Sozialkosten der konventionellen Landwirtschaft in die Produktpreise.

Und hier versagen die Agrarökonom: Sie beraten die Politik nicht in Richtung der Aufarbeitung dieser Defizite. Sie lassen die BSE- und MKS-Krise über Steuermittel auffangen, informieren aber nicht darüber, daß die Risiken der «grünen Gentechnik» in der Privatwirtschaft nicht versicherbar sind. In Krisenfällen, wie jetzt in der Flugbranche, müssen dann die öffentlichen Haushalte die Kosten übernehmen (in England wurde um den Faktor 10 mehr öffentliches Geld für die Keulung der Tiere ausgegeben, als die entgangenen Exporterlöse der fleischverarbeitenden Privatwirtschaft beitragen hätten). Die Gewinne werden privatisiert, die Kosten sozialisiert. – Das heißt: Die Agrarökonom entsprechen ihren eigenen Prämissen nicht, wenn sie die Märkte nicht transparent darstellen.

Nachhaltigkeit praktizieren

Der Öko-Landbau trägt Elemente in sich, die es tatsächlich rechtfertigen, ihn zum Leitbild einer Agrarpolitik zu machen:

- Er gehört heute zu den bestkontrolliertesten Branchen.
- Er ist wenig krisenanfällig, da er – im Gegensatz zum industriellen, arbeitsteiligen – ein weitgehend geschlossenes System ist.
- Erzeuger und Erzeugnis bleiben ver-

bunden – von der Produktion bis zur Vermarktung.

- Umweltziele werden potentiell besser und umfassender erreicht (Modell ‹Multitalent Zehnkämpfer›).
- Er stellt mehr Arbeitsplätze zur Verfügung.
- Er erfüllt die Verbrauchererwartung, die von der konventionellen Werbung geweckt wird (beispielsweise Kühe mit Hörnern auf kräuterreichen Wiesen).

Diese Elemente des ökologischen Landbaus – und das dürfte für die Vertreter, die das Beste aus Öko-Landbau und Gentechnik mischen wollen, schmerzlich sein – lassen sich zwar ohne weiteres *einzel*n in andere konventionelle oder integrierte Landbausysteme überführen. Sie wirken jedoch effizienter im Maßnahmenbündel beziehungsweise im weitgehend geschlossenen ‹System Öko-Landbau›.

Der Öko-Landbau stellt also ein Modell dar, das die Bevölkerung interessieren dürfte: *maximaler Nutzen für Mensch und Umwelt*. Statt lediglich den Erhalt der biologischen Vielfalt und Schonung der Ressourcen sicherzustellen (was schon viel ist), wurde im Öko-Landbau zudem gefragt: Wie können Kulturlandschaften entwickelt und Ressourcen wie Boden und Wasser ‹verbessert› werden? Mit der im ‹DOK›-Versuch (Dynamisch-Organisch-Konventionell, Langzeitversuch über zwanzig Jahre) dokumentierten Erhöhung des Humusanteils im Boden ist vom biologisch-dynamischen Landbau ein Schritt in diese Richtung verwirklicht worden. Nachhaltigkeit bedeutet in diesem Sinn nicht nur ‹Verbrauch verlangsamen›, sondern ‹Regeneration fördern›.

Unterschiedliche Risikenreichweiten

Als weiteres Ziel der Agrarökonomien wird das ‹gesundheitlich unbedenkliche Lebensmittel› hingestellt: ein Lebensmittel, das nicht krank macht und industriell und künstlich herstellbar sei. Abgesehen von häufiger werdenden Allergien und der sinnlichen Verödung durch Einheitsgeschmack, bleibt dabei vor allem eines auf der Strecke: der Genuß. Dieser könnte dann zwar durch ‹Fun-Food› (Cracker und Snacks) aus den vorher gesparten Wohlfahrtsgewinnen ‹hinzugekauft› werden. Die teuerste Kartoffel ist aber die in der Chips-Tüte – das wird dabei vergessen.

Ein Bild dazu: Wenn es eine Panne im Atomreaktor gab, könnte man fordern, daß die Atomtechnik nun erst recht weiter ausgebaut werden müsse, damit in Zukunft Pannen weniger wahrscheinlich werden; ein Ausstieg sei

daher nicht begründet. – Zwar werden von den Agrarökonomien auch die Risiken (zum Beispiel die der Gentechnik) gesehen, sie meinen jedoch, mit der verbesserten Technologie diese Risiken besser kontrollieren zu können. Die Agrarökonomien führen zudem an, daß es auch im Öko-Landbau Risiken gäbe, zum Beispiel könne gegen die Öko-Gesetze verstoßen werden. Schließlich hätte auch der Öko-Landbau Umweltprobleme, wie den Einsatz von Kupfer zur Pilzbekämpfung.

Mit diesem Vergleich suggerieren sie, daß beide Systeme Risiken hätten, das eine also nicht sicherer als das andere sei. Daß ein Verstoß gegen die Öko-Gesetze (beispielsweise über Gebühr Einfuhr von konventionellem Futter) oder der Einsatz von Kupfer (zugelassen sind heute maximal drei Kilogramm pro Jahr nach Bodenuntersuchung und nur bei Sonderkulturen) gegenüber den Risiken der Gentechnologie vergleichsweise minimal ist, der Vergleich also grotesk ist, spielt bei dieser Argumentation anscheinend keine Rolle.

Es ist immer die Frage, wie man leben will. Dennoch, eines ist klar: Wird die Welt so, wie die ‹Gewinnmaximierer› sie gestalten (Szenario 1), muß der ‹Genußmensch› in unkalkulierbaren Risiken, hohen steuerfinanzierten Katastrophen (Beispiel BSE), verödenen Landschaften und verkümmerten Sinneswelten leben. Wird die Welt andererseits so, wie die ‹Genußmenschen› sie wollen (Szenario 2), muß der Gewinnmaximierer in einer Welt leben, die weniger Raum für Spaßgesellschaft bietet, jedoch im ‹Alltag› höhere Befriedigung menschlicher Bedürfnisse verspricht. Es ist aber nicht nur eine Alternativ-Entscheidung; denn im Szenario 1 warten immense Risiken, denen keiner entgehen kann. Das heißt, einem Teil der Menschen (den ‹Genußmenschen›) wird nicht nur ihre Lebensqualität eingeschränkt, sie müssen daneben – wie alle – mit der Bedrohung durch hohe Risiken leben.

So treiben die Agrarökonomien die Gesellschaft weiter in Richtung der Risiken einer High-Tech-Landwirtschaft. Es wäre interessant zu erfahren, wie sie sich verhalten würden, wenn sie diese versichern müßten.

Öko-Landbau: eine ökonomische Herausforderung

Ein Land wie Deutschland darf sich nicht unhinterfragt an einem Weltmarkt orientieren, der auf Umweltzerstörung und sozialer Ausbeute beruht. Das heißt, Deutschland sollte sich bei internationalen Handelsabkommen für hohe

Standards einsetzen. Hierbei könnte Deutschland Vorbild werden (zum Beispiel Wettbewerb durch Qualität und nicht durch Preise), was einen internationalen Standortvorteil sichern helfen kann. In Deutschland – und wenn es geht: EU- und weltweit – sollten die externen Folgekosten des konventionellen Landbaus (eine Studie aus England schätzt sie auf 300 Euro pro Hektar) internalisiert, das heißt den Produktpreisen zum Beispiel über angemessen hohe Stickstoffsteuern zugeschlagen werden. Vom Verbraucher kann erst dann über Qualitäten am Markt wirklich entschieden werden. Denn alles hier Gesagte setzt einen Menschen voraus, der in Verantwortung für sich und die Mitwelt einkaufen und sich genußvoll ernähren will.

Wenn die Agrarwende-Gegner ihr großes Know-how mit dafür einsetzen würden, daß Märkte transparenter, kostenwahrer und damit echte Verbraucherentscheidungen möglich würden, dann wäre der Sache insgesamt gedient.

Der ökologische Landbau steht ökonomisch vor großen Herausforderungen, die, gemeinsam angegangen, einer Lösung sicher näherkommen würden. Erst dann haben Politik und Gesellschaft eine wirkliche Chance, im Sinne ihrer eigenen Wohlfahrt zu entscheiden. Daneben sollte eine Betriebswirtschaft der Landwirtschaft entwickelt werden, die nicht wie heute der Industrie abguckt, sondern – wie in früheren Ansätzen schon vorhanden – den landwirtschaftlichen Betrieb in seinen Bedingungen als standortgebunden mit lebendigen Produktionsmitteln anschaut. Dann kann eine unwirtschaftliche Über-spezialisierung der Betriebe vermieden werden.

Nikolai Fuchs, geboren 1963, ist Leiter der Abteilung Landwirtschaft an der Freien Hochschule für Geisteswissenschaft in Dornach, Schweiz. Bis Ende 2001 war er Geschäftsführer des ‹Forschungsringes für biologisch-dynamische Wirtschaftsweise› in Darmstadt, Deutschland.

Literatur

- DOK-Versuch, FiBL-Dossier Nr. 1/2000, Frick, CH. Erklärung der Agrarökonomien in ‹FAZ› vom 18. Januar 2001.
- Europäische Kommission, Generaldirektion Landwirtschaft: ‹Newsletter› Nr. 31, Februar 2001.
- IVA-Pressenote vom 20. November 2001: *Warum es nicht ohne moderne Agrartechniken geht. Nutzen-Kosten-Analyse Pflanzenschutz*. Gutachten für den Industrie Verband Agrar von Prof. Dr. Michael Schmitz, Universität Gießen.
- Ulrich Koester: *Grundsätze für eine Neuausrichtung der Agrarpolitik* in ‹Agrarwirtschaft› Nr. 50, Heft 4, Seite 229.
- Peter Michael Schmitz: *Wende zum Guten?*, ‹FAZ› vom 23. Mai 2001, S. 14.
- Peter Treue: *Blut und Bohnen*, ‹FAZ› vom 13. März 2002, S. 12.
- Reimar von Alvensleben: *Mehr Korn oder mehr Kornblumen?*, ‹FAZ› vom 26. März 2001, S. 14.